

Eine historische Fachwerkstadt ersteht neu – die Sanierung der Schiltacher Altstadt ab 1970

Vortrag am 27. Oktober 2019 aus Anlass der Jahresversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden

Andreas Morgenstern

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Gäste Schiltachs, liebe Schiltacher,

der Historische Verein Schiltach-Schenkenzell feiert mit dieser Veranstaltung seinen 100. Geburtstag. Dafür zunächst einmal einen Herzlichen Glückwunsch! Als städtischer Verantwortlicher für Archiv und Museen kann ich sagen, die Zusammenarbeit ist immer wieder ertragreich.

Viele Menschen haben über die Jahrzehnte an Schiltachs Geschichtsforschung mitgearbeitet und dabei manche Initiative der Sicherung unseres Stadtbildes mit angestoßen, begleitet, begründet. Ohne Schiltachs historisch außerordentlich interessierte Bürger – und da ist auch schon die Überleitung zum Vortragsthema – hätte die Stadtsanierung nicht angegangen werden können.

1604 wurde dieses Haus hier, das Gasthaus Adler, gebaut – der Schriftzug am Erker erinnert daran. Die heutigen Pächter haben die Jahreszahl mit Stolz in ihren Namen des Gastbetriebs aufgenommen. Die Zahl daneben, sie erinnert an die vergangene Rekonstruktion des Gebäudes, wechselte bereits. Rekonstruktion, Sanierung ist nie etwas abgeschlossenes, sondern fordert immer wieder Erneuerung. Aktuell prangt am Erker die Jahreszahl 2016 – ein mutiger Investor hatte sich gefunden, der bereit war, in dieses Haus eine Menge Geld

hineinzustecken. Sicherlich ist die wirklich herausragende Schönheit des Fachwerks wunderbar herausgekommen, aber wirtschaftliches Risiko nicht zu knapp, man denke nur an die Zeit, als der Adler neu erstrahlte, aber noch kein neues Leben darin eingekehrt war.



Sanierung des Gasthaus Adler, 2016 (StA Schiltach)

Aber zu dieser Entscheidung zugunsten der Erneuerung gehörte und gehört auf der anderen Seite auch die Überzeugung in das Potential des Hauses selbst, aber eben auch des Umfelds in der Altstadt und darüber hinaus.

Man kann lange über Stadtsanierung, "Behutsame Stadterneuerung", oder wie auch immer man das nennen mag sprechen, aber eines muss immer dabei sein: Optimismus, der Glaube an ein Ziel.

Nun habe ich viele Unterlagen der Zeit in der Hand gehabt, auch mit manchem damals Beteiligten gesprochen – so etwas wie ein Masterplan à la Schiltach 2000 ist nirgends zu finden. Im Prinzip ist das überraschend, staunt man auch über die Planungsfreude in den siebziger Jahren. Analysen und Pläne zuhauf. Doch bei aller Überzeugung in diese Berechnungen, eine Berechnung, wie sich das Ganze exakt auswirken wird, findet sich nicht. Höchstens Hochrechnungen von Bevölkerungsentwicklungen – übrigens viel zu hoch – aber

sonst wenig Festgeklopftes. Das ist wohl auch gut so. Stadtsanierung fordert einen Plan, aber keine Planwirtschaft!

Was verstehen wir eigentlich unter Stadtsanierung? Während Restaurierung sich auf die Auffrischung eines schadhaft gewordenen Einzeldenkmals begrenzt und Renovierung in Richtung Erneuerung und Wiederinstandsetzung geht, dabei aber einen Funktionswandel ausschließt, geht die Sanierung, der Begriff wurde im 19. Jahrhundert aus dem Gesundheitswesen für den Bau entlehnt, weiter. Es entsteht etwas "Neues". Oder, mal ökonomisch betrachtet, Stadtsanierung ist ein geplanter Eingriff in das ansonsten freie Marktgefüge. Der Zweck: Grundlagen schaffen, damit in dem Bereich die Stadt die ihr heute zufallenden Funktionen erfüllen kann. Dieser Eingriff ist erstmal nicht näher definiert. Das kann auch Abriss und Neubau meinen.

Schiltachs Altstadt aber wurde 1971 ins Denkmalbuch des Landes Baden-Württemberg eingetragen, der "Ensembleschutz" ist ein wertvoller, von vielen Gemeinden jedoch nicht gewählter Weg zur Erhaltung des Ortsgesichts. 1975 erhielt Schiltach für seine Leistungen zu Erhaltung und Wiederherstellung des historischen Stadtkerns mehrere Auszeichnungen. Die Menschen waren stolz, Schiltachs Bürger, mitsamt ihres Bürgermeisters hatten etwas vorzuweisen: ein Schmuckstück. Der vielfache Hinweis in den Förderanträgen macht die touristische, wirtschaftliche Nutzbarkeit dieses Juwels deutlich. Das war natürlich nicht die einzige Funktion des Sanierungsgebietes.

An dieser Stelle muss aber erstmal etwas weiter ausgeholt werden. So wenig wie man einen Endpunkt für Sanierung setzen kann, so wenig kann man die siebziger Jahre als "den" Anfang setzen. Bereits in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts sind erste Fachwerkfreilegungen zu erleben. Die bisherigen Gedanken einer Modernität des Steinbaus, der dem alten hölzernen Fachwerkbau unbedingt vorzuziehen sei – modern und gerade anstelle von alt und krumm – gerieten in die Hinterhand. Nach dem Ersten Weltkrieg, den Wirren in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, aber auch in der Nachfolge eines Mittelalterrevivals der Monarchen, von König Ludwig II. von Bayern bis zu Kaiser Wilhelm II., besann sich das Bürgertum landauf-landab auf scheinbar urdeutsche Traditionen. Zu denen gehörte das mittelalterliche Fachwerk. Eine scheinbar bessere Zeit. Für manchen Hausbesitzer war das verdecken, verstecken des Fachwerks hinter Putz nicht mehr modern. Hatten in der Vergangenheit die Schauseiten steinern wirken sollen und die Rückseiten behielten einen zunehmend morbiden Fachwerkcharme, sollte sich dies über die folgenden

Jahre an vielen Stellen ins Gegenteil verkehren, man sieht es auch hier am Adler – zum Glück ohne die morbide Anmutung.

Über Feinheiten des Denkmalschutzes, Farben, Materialien usw. hat man sich kaum Gedanken gemacht. Das passt aber auch in die Zeit. Man denke nur an die Neugestaltung der Rathausfassade, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts innerhalb von 35 Jahren gleich zweimal komplett verändert wurde. Auch die Anbringung des lothringischen Giebels am Haus Marktplatz 8 war kein denkmalschutzrechtliches Problem. Nur ein kleiner Ausschnitt. Ensembleschutz? Keine Rede! Unseren Stadtführern würde heute ohne den Giebel eine ergreifende Liebesgeschichte fehlen – wäre schade drum. Stattdessen Erneuerung von Altem – und Neues dazu. Alle zusammen: Zeugen ihrer Zeit.



Links hinter dem Stadtbrunnen das Haus Marktplatz 8, 1954 (StA Schiltach)

Dieser Pragmatismus ist sozusagen wissenschaftlich geadelt. Oder, wie es der bedeutende Denkmalpfleger Hartwig Beseler ausdrückte, die Denkmalpflege hat sich für herausgehobene Denkmale stark zu machen. Damit sei aber "weder deren Unverletzlichkeit in alle Ewigkeit garantiert (wie Wohlmeinende bisweilen glauben) noch die staatliche Einflußnahme bis an die Grenze der Enteignung getrieben (wie betroffene Eigentümer bisweilen unterstellen)." Soweit Beselers Aufgabenstellung, die man eigentlich 1:1 für Schiltach übernehmen kann. Stadtsanierung erfordert geplante Eingriffe in die Bausubstanz, letztlich eine aktivierende Beschleunigung des natürlich-langsamen Wandels.

Es ging und geht nicht allein um schicke, aber alte Fassaden, sondern um einen modernen Lebensraum dahinter. Um die Verhinderung einer reinen Fachwerkkulisse, die dann eigentlich umzäunt, mit einen Häuschen zum Sammeln des Eintritts versehen und als Freilichtmuseum beworben gehörte.

Stattdessen muss es neben einer Attraktivität für die Gäste vor allem um die Sicherung des Zuhauses der Schiltacher, um einen Beitrag zum heute so gern diskutierten Heimatbegriff gehen. Dabei handelt es sich nicht um Kleinigkeiten. Der Sozialwissenschaftler Hans Paul Bahrdt mahnte dann auch gleich, man könne mit falsch gebauten Städten eine Gesellschaft und eine Demokratie ebenso ruinieren, wie durch die Errichtung eines totalitären Regimes.

Was war aber nun in Schiltach überhaupt erhaltens-, schützens- und zugleich modernisierungswert? Kurz nach dem Wolfacher Schlossbrand 1947 erstellte der Schiltacher Oberlehrer Ruckelshausen ein Verzeichnis der Baudenkmäler: 2 Massivbauten (die evangelische Kirche und das Rathaus), der Marktbrunnen und 84 Fachwerkbauten. Aber, durch Putzüberzug, unhistorische Ladenfenster und äußere Umbauten usw. sei viel "verdorben". Zwar Potential, aber Potential das verdorben werde. Vergessen wir aber nicht, dass auch zu diesem Zeitpunkt Schiltach schon manches vorzuweisen hatte. 1929 hatte das Gasthaus Sonne sein Fachwerk wieder vom Putz befreit. Die Nachbarn, Metzgerei Wolber und Apotheke, wollten da nicht zurückstehen – und wurden vom Rathaus auch sanft geschubst. Fachwerkseite am Marktplatz erstand, und wurde Eine beliebtes Postkartenmotiv.



Metzgerei Wolber und Gasthaus Sonne in den 1930er Jahren (StA Schiltach)

Insbesondere die Schloßbergstraße zog in den Dreißigern nach. Der Krieg sollte dieser Entwicklung erstmal den Garaus machen. Nun, 1947, die Analyse von Ruckelshausen. Positiv für ihn: Sichtbar werde ein wohltuendes Stadtbild dank der "harmonischen Einheitlichkeit als Folge des einheitlichen Aufbaus der Bevölkerung".

Spätere Analysen bestätigen diese Grundähnlichkeit. Die Grundstücke sind weitgehend überbaut und haben eine durchschnittliche Größe vom 230 qm. Bestimmendes Element ist das Satteldach. Mal abgesehen von der zentralen Wiederaufbauplanung der württembergischen Landesverwaltung nach dem Brand am Marktplatz 1790 spielt hier rein, dass die sozialen Unterschiede zwischen den weitgehend aus dem Handwerkerstamm kommenden Bewohner nicht so ausgeprägt waren. Die Zwänge der Topographie, Bauen am Hang, taten dann ihr Übriges. Schönheit durch Geschlossenheit.

Damit ist Schiltach übrigens ein optimaler Kandidat für die neue Phase der Stadtsanierungen. Es geht jetzt, um 1970, vom Wohnungsbau der Nachkriegszeit zum Städtebau. Schiltach mit seinem insgesamt unzerstörten, aber gefährdeten historischen Kern ist da eine optimale Spielwiese. Da passt es doch sogar perfekt, dass, wie mir ein zu der Zeit nach Schiltach Gekommener erzählte, damals im Prinzip alles veraltet war. Vor allem Wasser, aber auch Strom fielen schon einmal aus. Hansgrohe musste wohl sogar einmal mit Wasserschläuchen versorgt werden. Abwasser war, heute darf man das sagen, gesetzeswidrig. Die Häuser selbst hatten auch schon bessere Zeiten erlebt. Oder anders gesagt, es soll so gewirkt haben, als habe man den Anschluss verpasst. Abgehängt...

Das Herausputzen war bis dahin noch rein private Angelegenheit. So betont zwar 1953 die Hausbesitzerin Sofie Wolber, das Hervorholen des Fachwerks an ihrem Haus Mühlengasse 4 sei zur Verschönerung des Stadtbildes auch in kommunalem Interesse, doch gibt's kaum Finanzhilfe dafür. Im nächsten Jahr hat Wilhelm Wolber in der Schlossbergstraße mehr Erfolg. Von der Denkmalpflege gibt es 1000 DM. Aber die Kassen bleiben knapp. 1955 gibt es auch einen Antrag über 1500 DM. Ihm folgt eine Zusage von 50 Mark.

Die Unterbringung der Neubürger, Vertriebenen, Flüchtlinge, Zuwanderer ist wichtiger. Ein Beispiel aus der Zeit: Der Zuzugsantrag einer Frau aus der "Ostzone", mit einem Schiltacher verbandelt, wurde abgelehnt, da im Haus der Schwiegereltern nur ein Zimmer für die beiden da sei. Über kurz oder lang reiche das nicht. Handfeste Schwierigkeiten für dieses Liebespaar, grundlegende Schwierigkeiten in der Wohnungsfrage.

Das Dach ist doch erstmal wichtiger als eine schönere Fassade. Da können dann auch die zwei Laien wenig helfen, die der Kreis Wolfach als Vertrauensleuten für Denkmalpflege ernennt. Baden hat zwar schon 1949 ein Gesetz zum Schutz der Kleindenkmale geschaffen – ist damit ein bundesweiter Vorreiter – aber dafür gibt es allein einen Landeskonservator.

Vielleicht ist aber auch die Zeit für die Stadtsanierung noch nicht reif. Dafür sprächen zumindest zwei Geschichten aus den Sechzigern. 1960 plant die Stadt eine Asphaltdecke statt der bisherigen Pflasterung auf dem Aufgang zum Marktplatz. Allgemeiner Protest der Anwohner: eine "unsinnige Verunstaltung" des historischen Orts. Die trockene Antwort aus dem Rathaus: Die Freilegung des Fachwerks durch die Hauseigentümer wäre ein ästhetischer Schritt. Das Rathaus mahnt zu Eigeninitiative.

1969 soll Schiltach am Wettbewerb "Unser Dorf soll schöner werden" teilnehmen. Bürgermeister Martin Fritz kommentiert das so: "Solange die Hausbesitzer im Vorstädtle angefangen bei der Vereinsbank und in der Schrambergerstraße keine Blumen vor die Fenster stellen ist eine Beteiligung an dem Wettbewerb aussichtslos." Wahrscheinlich lag er gar nicht so ganz falsch. Die später überregional prämierte Stadt landete damals bei einem kreisinternen Wettbewerb unter den Städten auf dem letzten Platz – welche Schmach. Welches Glück, dass man zusammen diese Niederlage bald korrigierte.

Es ging nicht vor oder zurück. Sinnbildlich dafür der Gemeinderat im April 1969. Für das historische Haus Schenkenzeller Straße 9 lag eine Bauanfrage vor. Ein Eingriff in das Ensemble? Der Kreisbaumeister empfahl daraufhin für die Altstadt einen Sanierungsplan – da taucht der Plan schon einmal auf. Bürgermeister Fritz verwies aber auf die entstehenden Kosten bei der Erstellung und den Ärger, den solche Pläne in Wolfach und Hausach gemacht hätten. Offensichtlich sieht man 1969 mehr Probleme als Chancen durch einen Sanierungsplan, denn Ziel bleibt, so protokolliert es der Gemeinderat, dass "man auf einfachere Art (...) noch bauen darf". Gemeinderat und Verwaltung spielen auf Zeit, immer wieder soll der inzwischen drängende Bauantrag geschoben werden. Vielleicht aber ist dieses Zögern kein Fehler. Sanierung hieß vielfach Abriss. Der Hausacher Plan jedenfalls stellte laut einem Zeitungsbericht das Herrenhaus infrage. Die Wirtschaftswunderjahre müssen für viele Gemeinden als die schlechtesten Jahre für die Zukunft der Ortskerne angesehen werden. In Schiltach wartete man ab. Der Schatz Altstadt wird so jedenfalls erstmal nicht angegriffen.

Das Thema blieb aber nicht allein in Schiltach heiß. 1971 war in Schramberg die Ausstellung "Morgen wohnen wir besser" der Bausparkasse zu sehen. Sie zielte gegen die aufkommende Zersiedlung und für die Sanierung statt Zerstörung und Neubau der Altstädte. Selbstverständlich war das nicht. Ministerialrat Ulrich Hieber bezeichnete noch 1999 das Städtebauförderungsgesetz von 1971 als "stadterhaltungsfeindlich". Es habe eher einen sozialpolitischen als städtebaulichen Ansatz verfolgt. Der Bauhistoriker Gerd Schäfer beklagt übrigens, bis heute kenne Baden-Württembergs Bauordnung keine Altstädte. Die Planungsvorgaben im Ganzen großstädtisch geprägt – und so für kleinere Städtchen kaum geeignet.

Es galt noch das Leitbild der Nutzungstrennung. Gewerbegebiete auf die grüne Wiese, Verwaltungen, Schulen an den Stadtrand – die Funktion stand in nüchterner Abwägung vor atmosphärischen Aspekten. Dazu das Haus im Neubaugebiet, im Grünen – luftig, hell und in Bau und Unterhaltung günstiger. Aus historischen Gemeinden drohten im Geiste einer scharfen Trennung Schlafwohnstätten zu werden, und die dann vor allem für diejenigen, die sich schöne Neubauten nicht leisten können. Relativ billiges Benzin vor dem Öl-Preisschock von 1973 (günstige Mobilität!) befördert diese Trennung. Andererseits habe es durchaus Gelder für Stadterneuerung gegeben. Die Gelder seien aber kaum abgerufen worden, so Hieber.

Der funktionalistische Ansatz des Städtebauförderungsgesetzes wurde nun in Schiltach nach seinen Potentialen praktisch genutzt. Denn, "eine Siedlung, die nicht 'funktioniert', wird abgebaut oder aufgegeben". Also mussten nicht funktionierende Teile wieder in Funktion gesetzt werden; da war nichts mehr mit abwarten. Ein Plan, da ist der Begriff wieder, ein umsetzbares Leitbild musste her. Schiltach hatte einen neuen, jungen Bürgermeister, Peter Rottenburger, der in solchen Fällen dann wiederholt und – ich habe ihn das nicht direkt gefragt – alles in allem wohl auch gern die Hand gehoben hat. Wobei, er hat einmal erzählt, wie das auch an die Grenzen der Kräfte ging. Das war ein Berg, aber gerade Freudenstädter sind ja das Erklimmen von Bergen gewohnt, und wohl von Kindesbeinen an auch manchen kalten Gegenwind…

Schiltach wartet nicht mehr ab. 1971 wird die Altstadt ins Denkmalbuch eingetragen. Absage an die Moderne? Immerhin bedeutet das Erhaltungspflicht, und die liegt in erster Linie bei den Besitzern. Man denke an die Bemerkung nur zwei Jahre zuvor, man müsse auch weiterhin kostengünstig bauen können. Man denke aber auch an die Sparkasse am Aufgang

zum Marktplatz. Modern, viel Beton, aber in das Umfeld unpassend. Dabei wurden sogar noch Zugeständnisse erreicht. Aber die Baugenehmigung war älter als der Eintrag ins Denkmalbuch.





Sparkasse, Bauarbeiten und zu Ende der 1970er Jahre (StA Schiltach und Werner Noll)

Danach aber verhinderte der Ensembleschutz solche singulären Projekte, achtete das Gesamtbild und sicherte so den gewachsenen Raum mit seinem hohen Wohlfühlfaktor. Zugleich traf Schiltach aber auch den Zeitgeist. Es galt nicht mehr Größeren hinterher zu hecheln – die Kleinstadt, die sich am größeren Nachbarn orientiert – sondern stattdessen eigene Potentiale zu betonen. Und Schiltachs Potential, das Wort ist noch ein Schlüssel zum Geschehen Stadtsanierung, das Potential in einer strukturschwachen Region – dieser Förderfaktor wurde immer wieder erwähnt – war seine Attraktivität mit Blick auf den Tourismus, aber auch mit Blick auf das Halten der eigenen Bevölkerung. Das eigene Qualitätspotential, eben die unverwechselbare Altstadt, wird herausgearbeitet. Selbstbewusstsein statt Mängelverwaltung. Ein unverwechselbares Gesicht anstelle Imitation von Stadt- bzw. Großstadtflair, und dann letztendlich ein Allerweltsgesicht, ist angestrebt.

Oder, wie es Franz Meckes, der 1973 wie ich heute vor dem Historischen Verein sprach, auf den Punkt brachte: "Das Beispiel von Schiltach und Gengenbach macht Schule, denn auch Zell am Harmersbach hat kürzlich seine Altstadt in das Denkmalbuch eintragen lassen. Auch mit Haslach steht das Denkmalamt darüber in Verhandlungen." Balsam für die Schiltacher

Seele nach der Schmach im Wettbewerb der 1960er. Herr Rottenburger sieht übrigens in dem Schiltach betreuenden Denkmalpfleger Franz Meckes einen Glücksfall. Jung und mit Überzeugungskraft und Konzept habe er die Wertigkeit Schiltachs erkannt. Wohl ist er auch nicht ganz schuldlos daran, dass die Altstadt ins Denkmalbuch kam. Zuschüsse und Steuerrabatte für die sanierungswilligen Hausbesitzer waren die erfreuliche Folge.

Noch ein zweiter Name, der da neben Meckes genannt werden muss, ist Janasik. Das Architekturbüro Janasik zeichnete Detailverliebtheit und Qualitätsbewusstsein aus. Rottenburger lobte Janasik als "unseren Berater, immer wenn's kritisch wird". Also, offensichtlich mit den richtigen Leuten umgeben. Wichtig ist das ja gerade deshalb, weil sich die Akteure mit einem Grundwiderspruch zu arrangieren haben. Die industrielle, maschinenbetriebene Bauweise der Gegenwart mit ihren Materialien und den daraus erwachsenen Ansprüchen der Bauherren sind mit der traditionellen, handdominierten Bauweise kaum zusammenzubringen.

Das Projekt sollte von einem allgemeinen Bedeutungszuwachs des Denkmalschutzes flankiert werden. Hier kamen somit mehrere Faktoren zusammen. Ein vorhandener Handlungsdruck, eine Verwaltung, die das in die Hand nehmen wollte und dynamisch Perspektiven entwickeln kann, weitgehende Zustimmung in der Bevölkerung für diese Perspektiven – also auch ein zivilgesellschaftliches Projekt –, recht gut gefüllte öffentliche Kassen bzw. später mit geförderten Investitionen gegen die Krise angehend und ein existierendes architektonisches Potential. Schließlich erschwerte, aber nicht verhinderte die enge Tallage von vornherein die Verlagerung wichtiger Versorgungsinstrumente oder Baugebiete auf die grüne Wiese.

Eine Besonderheit Schiltachs sticht aus einer Vielzahl anderer Stadtsanierungen heraus: Jenseits einiger kommunalpolitischer Projekte, insbesondere das neue Lehengerichter Rathaus, stehen hier private und weniger öffentliche Gebäude im Mittelpunkt. Das fordert noch mehr Abstimmung, macht es mit Sicherheit nicht leichter. Flankiert alles durch eine Vielzahl von Analysen. Planung wurde an auswärtige Büros vergeben, dafür ist in Schiltach gar keine Manpower vorhanden.





Das Lehengerichter Rathaus vor und während der Sanierung (StA Schiltach und Werner Noll)

Wahrscheinlich sind so die Verhältnisse der Siebziger so gut analysiert, wie sonst keine Zeit. Es geht auch im viel Geld. So trug die Stadt selbst zehn Prozent der Freilegungskosten des Fachwerks und ein Fond der Klaus-Grohe-Stiftung stand bereit, aber die Planungseuphorie der sechziger Jahre spielte hier mit rein. Noch einmal sei Ulrich Hieber zitiert: "Stadterneuerung lebt vom Beispiel und vom Vorbild." Zu solch einem Beispiel im Rahmen der insgesamt 1650 Sanierungsgebiete in Baden-Württemberg sollte Schiltach werden.

Die Planungsleistungen waren übrigens auch ausdrücklich ein Grund für die Ehrungen in den Siebzigern. Rottenburger mahnt 1972 in seiner Silvesteransprache, "wir werden sicher Jahre benötigen, bis wir einigermaßen klar sehen". Besonders ehren(s)wert ist, wenn auch in der Begründung nicht zu finden, dass die Betroffenen bei der Stange gehalten werden konnten. Etwas möchte ich an dieser Stelle einfügen, weil es mir im Blick auf die abgedruckten Silvesteransprachen besonders auffiel: Die in Schiltach traditionell Bilanz und Ausblick

zusammenbringenden Ansprachen begründeten nur grob die Stadtsanierung, andererseits taucht immer wieder der Gedanke der Gemeinschaft auf. Gefordert wird ein positives Gefühl für die Heimat. Emotionale Projektbewerbung. Rottenburger sprach einmal vom "Wagnis, von Anfang an alle Planungen auf den Tisch zu legen". Dieses habe sich aber gelohnt.

1973 ist Schiltach Modellstadt. Gemeinsam mit Althengstett bei Calw, Eberbach am Neckar, Esslingen, Forchtenberg in Hohenlohe, Heilbronn und Weikersheim in Tauberfranken. Das Modellprogramm soll zügig durchgeführt werden; es sollte in etwa zwei Jahren abgeschlossen sein. Für Schiltach wird ein Bedarf von 221.000 Mark veranschlagt. Dabei maximal 20.000 DM pro Wohnung. Auf dem Bescheid vermerkt Bürgermeister Rottenburger handschriftlich: "Zu wenig!". Er hätte wohl auch das veranschlagte Tempo damit meinen können.

Ziel sind Wohnstandards, die modernen Bedürfnissen entsprechen. Gefordert sind Eigenbeteiligung und – da hört man heute auf – die Zustimmung des jeweiligen Mieters.

Konkrete Maßnahmen: Ein Gutachten von 1973 betont die Verschonung von Kriegsschäden, lobt den besonderen Reiz der Anlehnung der Gebäude an den Berg und fordert die Wiederherausarbeitung der "reizvollen Nordfront der Mantelbebauung" auf der Rückseite des Marktplatzes. Um für die Maßnahmen zu werben finden zahlreiche Infoveranstaltungen statt, das Rathaus verschickt Fragebögen, die Verwaltung redet mit den Leuten. Im Anschreiben von 1972 heißt es da: "Keineswegs wollen wir sie dazu zwingen. Falls sie kein Interesse haben, würden wir die günstige Finanzierung einem anderen Gebäudebesitzer anbieten." Freundlich formuliert, aber eine klare Ansage – wer will schon hinter dem Nachbarn zurückstehen? Und im Notfall füllt der Bürgermeister den Förderantrag auch mal selbst aus.

Nimmt man da einmal die Wertung der Gebäude im Sanierungsbereich Altstadt III (das hintere Städtle vom Marktplatz bis zum Gasthaus Rössle und die Grünstraße) lernen wir über die Substanz der 103 Hauptgebäude: Nur in acht ist alles in Ordnung, 36 benötigen eine Renovierung, für sie keine Förderung. 57, die absolute Mehrheit, brauchen eine umfassende Instandsetzung. Erfreulich aber, dass nur noch zwei für die Kategorie "Erhalt fraglich" übrig bleiben. Dafür galt dies übrigens für fast die Hälfte der Nebengebäude. Man hat sich auf das Wesentliche konzentriert.

Der innere Zustand der Häuser war gar nicht so schlecht, wie ich gedacht hatte. So waren die sanitären Installationen "im Durchschnitt gut", nur wenige Häuser hatten noch keinen abgeschlossenen Badraum. Dafür litten die 625 Personen in 239 Haushalten der Altstadt 1975 meist unter Einzelheizungen und mangelndem Parkraum.

Zunehmende Überalterung und der Wegzug gerade von Familien schienen so alles in allem die Altstadt langsam ausbluten zu lassen. Im ältesten Sanierungsgebiet Altstadt I, Vorstädtle und Nordseite der Hauptstraße, müssen zwei von drei Häusern umfassend erneuert werden. Die drei größten Probleme:

- 1. Heizung
- 2. schlechter Allgemeinzustand
- 3. Hier dann doch das fehlende Bad

Weiterhin u.a. die zu geringen Raumhöhen.

Zu den Unterstützungen gehören auch kleine Summen, bspw. 50 Mark pro Fenster und, 30 Mark für zwei neue Holzklappläden. Kleine Summen, die aber, so ein Betroffener, bei den entstehenden Mehrkosten halfen. Es gäbe einfach arg viele Fensterläden an so einem Haus... Tatsächlich bleiben dann auch Eigentümerwechsel weitgehend aus – Quote unter zehn Prozent -, aber das Angebot an billigen Mietangeboten schrumpft doch merklich zusammen. Das darf nicht zur Fußnote gemacht werden.

Im Sanierungsgebiet Altstadt III können vier von fünf Mietern nicht stärker belastet werden und zwei Drittel leben länger als ein Vierteljahrhundert in ihrer Wohnung. Vor allem Bewohner über 65 sollen daher wohnen bleiben können und die Schaffung von altersgerechten Wohnungen ist nicht nur ein Thema unserer Zeit. Optimismus herrscht dennoch vor. Nur 19 Prozent der Mieter erwarten Nachteile, aber 50 Prozent sehen die Sanierung als sinnvoll an. Vermieter bejahen das natürlich noch stärker. Wichtigste Projekte für die Altstadtbewohner sind die weitere Verbesserung der sanitären Anlagen, die Wohnungen heller und luftiger zu machen, mehr Parkraum und der Kampf gegen die Verkehrsbelastung.

Einige Beispiele, zunächst aus dem Sanierungsgebiet Altstadt I, von der Bachstraße. Vor allem nach der Sanierung 1982/83 dann auch mehrfach Postkarten verewigt: der Bachbeck.



Der Bachbeck nach der Sanierung (StA Schiltach)

Am 24. Mai 1982 wurde der Vertrag unterzeichnet, eine Woche später war Projektstart und in 365 Tagen musste das Ganze abgeschlossen sein. Tempo ist drin. Der Umbau kostet eine sechsstellige Summe, nicht nur hier. Dafür muss sich der Besitzer wie alle Geförderten verpflichten, modernisierte Räume zuerst den bisherigen Mietern wieder anzubieten. Die Mieterhöhungen, ohne die geht es bei den Investitionen, aber auch den Wohnwertverbesserungen nicht, sind aber nicht nur im Vergleich zu manchen Exzessen in unseren Tagen geradezu harmlos.

Sanierungsbetroffen waren Ladengeschäfte und Wohnungen. Zugänge zu den Ladengeschäften und zu den Wohnungen wurden soweit wie möglich getrennt. Die Verkaufsfläche profitierte davon, wobei die Verbreiterung der Straßen und Gehwege wiederum das Gegenteil brachte.

Was der wenigstens zwischenzeitliche Verlust des Ladenlokals in einer Zeit des wirtschaftlichen Wandels für den Einzelnen bedeuten konnte, darüber sprach ich mit einer noch immer in Schiltach Lebenden. Zwar gab es noch nicht den Onlinehandel, aber die aufkommende "grüne Wiese" ging manchem schon sehr an die Gurgel. Nicht wenige haben aufgegeben und sich ein anderes Standbein gesucht. Die Schiltacherin erzählte mir, dass ihr Lebensmittelladen 1975 und 1976 einen richtiggehenden Umsatzeinbruch erlebte. Das von den Eltern einst übernommene Geschäft machte keine Geschäfte mehr. Mit dem anstehenden Komplettumbau des Gebäudes machte sie ihren Laden zu. Sie glaubt übrigens auch nicht, dass die Stadtsanierung mit modernen Ladenlokalen und Arkaden in einer

attraktiven Altstadt für den Einzelhandel eine große Hilfe sein konnte. Das galt schon deshalb, weil die Läden zu klein blieben. Aber ihr Urteil begründet sich wohl auch durch die besondere Lage des Lebensmittelhandels, ihr Schicksal traf da auch andere, zeugt aber auf jeden Fall von den vielen kaum zu kalkulierenden Faktoren in den Zukunftsanalysen.

Natürlich und zum Glück muss nicht jeder aufgeben. Gegenüber wurde im Zuge des partiellen Neubaus im Vorstädtle eine Bäckerei neu errichtet, obwohl der letzte Großumbau noch gar nicht so lang her war, aber offensichtlich nicht nachhaltig genug war. Die Besitzer waren, so wurde mir jedenfalls erzählt, in dem Moment nicht unbedingt große Fans des Bürgermeisters mit "seiner" Stadtsanierung. Sieht man sich das noch heute funktionierende Ladengeschäft an der Hauptstraße an, dann hat der Nachhaltigkeitsgedanke diesmal funktioniert.

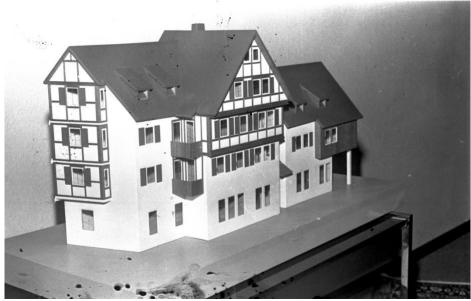


Rechts die Sanierung der Bäckerei Esslinger im Vorstädtle, 1970er Jahre (Werner Noll)

Richtig Geld kostet auch bspw. der neue Engel. An der wichtigen Stelle an der Stadtbrücke werden alles in allem 665.000 DM verbaut. Abbruch, hier ist der Bau aus dem 19. Jahrhundert, also ein späterer Neuzugang der Altstadt, nicht zu retten. Eine Fachwerkkonstruktion ist wieder gefordert, diesmal auch gut sichtbar. Zumindest der Abbruch des alten Hauses ist förderungsfähig – dafür gibt es dann übrigens die schönen Begriffe "Untergangswert" – oder auch "Vernichtungswert". Drinnen entstehen Läden und Wohnungen. Bürgermeister Rottenburger wacht kritisch über die Planung des beauftragten

Architekten, ein zusätzlicher Berater wird dem zur Seite gestellt. Nichts darf gerade an dieser Stelle dem Zufall überlassen werden. Das neue Haus ist übrigens zurückgestellt gebaut worden. Die Engstelle an der Hauptstraße ist seither nur noch am Adler. Und dazu gibt es dann einen Vorratsbeschluss des Gemeinderats. Sollte der Adler einmal weggerissen werden müssen, darf ein Nachfolger auch nur soweit zurückgerückt neu errichtet werden. Der Blick in die Zukunft – Stadtsanierung, Stadtbild immer nur eine Zwischenetappe.





Verkehr am Gasthaus Engel in den 1970er Jahren und Modell für einen Neubau (StA Schiltach, Slg. Rombach)

Zu den öffentlichen Bauprojekten gehören das Lehengerichter Rathaus und die Schüttesäge. Für letzteres noch einmal Zahlen, die die Höhe der Kosten, aber auch die Förderung deutlich machen. Für 450.000 DM (davon 90.000 Eigenmittel in Zeiten finanzieller Sorgen, 360.000 DM Förderung) wird der Ortseingang auf dem Weg zum heutigen erfolgreichen Museum

hergerichtet, 20 Parkplätze entstehen und man kann sich damals (1975) auch noch überlegen, den Bauhof dort unterzubringen. Manches ist seither noch passiert, aber an dieser Stelle wurden die Grundlagen für den heutigen Gästemagneten geschaffen. Mit modernen Mitteln, da ist auch gut Beton verbaut, entstand ein attraktives Holzgebäude.

Anfügen muss man, dass manche Entscheidung durchaus umstritten war. Die Dachgaupen der neuen Volksbank, die der Fassade ihre Massigkeit nehmen sollen, wurden, so las ich jedenfalls, zumindest früher von den Schiltachern "Hundehütten" genannt. Geschmacksfrage. Wichtigere Frage: Musste das Haus Gerbergasse 3 abgerissen werden? Immerhin war es von 1573. Aber die Raumhöhen lagen hier teilweise unter 1,80 Meter und viel taugte die Bausubstanz wohl wirklich nicht mehr. Über die Qualität von Bausubstanz, vergeben wie Schulnoten, kann man ebenso streiten, wie sich Eltern gern über die Benotung ihrer Kinder streiten.





Modell zur Neugestaltung des Vorstädtles (1970er Jahre) und neueröffnete Volksbank (StA Schiltach, Sammlung Rombach und StA Schiltach)

Kein solcher Gesamteingriff ohne fragliche Einzelentscheidung. Aber mit allumfassender Zustimmung zu jeder Zeit kann man da auch wirklich nicht rechnen.

Übrigens ist man als Stadt auch ein Stück weit ins Risiko gegangen. Ein Risiko, dass sich gelohnt hat und über das ich, jetzt einmal ganz persönlich gesprochen, sehr froh bin. 1981 erwirbt sie die Gebäude Hauptstraße 3 und Marktplatz 13, letzteres ein schöner Fachwerkbau, hier direkt gegenüber. Rottenburger in der Silvesteransprache 1981: Wir schauen jetzt, was wir damit anfangen. Im ersteren ist heute das Archiv und steht mein Schreibtisch, im letzteren ist das Stadtmuseum. Historische Anlaufstellen für Einheimische wie Gäste und ein Puzzlestück für den Erfolg im schon damals härter werdenden Wettbewerb um Touristen.



Detailgenaue Rekonstruktion am 1989 eröffneten Museum am Marktplatz (StA Schiltach)

Schiltach blieb so alles in allem "gebaute Geschichte". Da wird nicht einfach eine frühere Epoche zugedeckt. Da wird Raum für die Gegenwart gefunden und nicht eine bestimmte Vergangenheit verabsolutiert. Die Altvorderen taten das bei ihren Neugestaltungen des Marktplatzes im 16. und 18. Jahrhundert auch nicht. So legen sich die Bauten verschiedener Generationen übereinander, ohne sich zu stören. Stillstand, eben Freilichtmuseum, wird verhindert. Auch die Gegenwart muss Geschichte schreiben können.

Nachhaltigkeit ist der wichtigste Gedanke der ganzen Stadtsanierung, dafür ja auch die vielen Potentialanalysen. Diesem Nachhaltigkeitsgedanken folgend gab es eine breite Zustimmung in der Bevölkerung.

So wird die Stadtsanierung ein Kind ihrer Zeit, mit Blick auf die Zukunft. Wie gesagt, es geht um Funktionswandel für die Gegenwart und die prognostizierte Zukunft. Vorhersehbar ist die aber selten und auch die Wünsche und Vorstellungen der Menschen wandeln sich.

Ein Beispiel: Parkplätze sind immer ein Thema. In seiner Diplomarbeit über die Schiltacher Stadtsanierung überlegt 1980 der Autor Werner Noll über weitere Parkplätze. Dagegen der Jahrzehnte später aufgewachsene Referent vor Ihnen. Es schüttelt ihn bei der Vorstellung von noch mehr herumstehenden Autos. Dieses Jahr machten sich Karlsruher und Stuttgarter Studenten Gedanken über die Zukunft Schiltachs. Die Ideen der Studentinnen und Studenten, wiederum einige Jahre jünger, haben das Auto schon bald aus der Stadt

insgesamt verbannt. Wünsche wandeln sich mit den Generationen. Die Stadtsanierung musste all das soweit wie irgend möglich mitdenken.

All das wäre ohne einen zweiten Punkt aber Stückwerk geblieben. Der ist ganz wichtig, auch wenn ich ihn mit Blick auf die Uhr nur kurz ansprechen kann: die Verkehrsfrage. Bürgermeister Rottenburger betont immer wieder, infrastrukturell sei man das Sorgenkind der Region. Abwanderung (Mitte der 1970er-Jahre verliert die Stadt ca. 5 Prozent ihrer Einwohner, nach der Karlin-Schließung viele Auspendler, dafür Verkehrsmassen auf der Durchfahrt. Die Straßen viel zu schmal, nicht mal gescheite Gehwege – Lebensgefahr. Als ich die Fotos ansah, verglich ich Gehwegbreite und Breite des Kinderwagens unserer Tochter. Keine schöne Vorstellung. An der Stadtbrücke werden von Wolfach kommend 1973 bis zu 600 PKW pro Stunde gezählt, alle sechs Sekunden im Durchschnitt ein Fahrzeug. Und das vor 46 Jahren... Die Episode des konzentrierten Vorfahrens von LKWs während des Besuchs von Ministerpräsident Späth 1978 mag als "tricky Idee" heute ein Lächeln hervorzaubern, aber in Wirklichkeit war es ein Hilferuf.

Bei der Verkehrsfrage denkt man natürlich zunächst an die Tunnel der Ortsumgehung. Fast noch wichtiger, auf jeden Fall aber die Rückseite dieser Medaille ist die gelungene Trennung der verschiedenen Verkehrsteilnehmer. Die Fußgänger haben ausreichend Raum, und die Autos kommen auch aneinander vorbei. Und das gelang, obwohl das Kinzigtal nun einmal nicht breiter wird, als es eben ist.



Im Vordergrund ein schmaler Fußweg vor dem Haus Hauptstraße 17, dahinter bereits eingebaute Arkaden, um 1975 (StA Schiltach)

1979 klagt dennoch Bürgermeister Rottenburger, die Stadt werde im Straßenverkehr ersticken. Da nützen auch noch so intelligent geplante Durchgänge und

Straßenverbreiterungen nichts. Um die Tunnellösung müsse man kämpfen. Die sogenannte Tunnellösung verhindert aber vor allem erstmal architektonisch katastrophale Alternativen, wie die eigentlich 1969/70 schon beschlossene Verlängerung der Schramberger Straße unter Abriss des großen Fachwerkhauses Hauptstraße 15 und der Weiterziehung der Bundesstraße als Hochstraße über die Kinzig bis zur Bahnhofstraße. Das Monstrum hätte das Tal zerstört. Da war 1973 die Sanierung der Hauptstraße 15 ein sichtbares Zeichen gegen diesen Raubbau an dem landschaftlichen Idyll und gegen die komplette Zerschneidung des Stadtkerns.



Das Fachwerkhaus Hauptstraße 15 kurz nach der Sanierung (StA Schiltach)

In den 1980er Jahren ist der Kampf um den Tunnel erfolgreich. Kirchberg- und Schlossbergtunnel entlasten ab 1991 die Innenstadt. Eigentlich soll man ja kein Wikipedia-Wissen weiterverbreiten, ich mache das jetzt doch einmal: Laut Wiki ist der Kirchbergtunnel der noch immer 21.längste Straßentunnel in ganz Deutschland. Bis zur Eröffnung des Hornberg-Tunnels war er sogar der längste im Schwarzwald.

Es darf aber nicht unerwähnt bleiben: Auch anderes ist umzusetzen. So finden sich dann doch auch in Schiltach zentrale Versorgungsangebote wie Freibad, Hauptschule oder Sporthalle in Randlage, die Abwasserbeseitigung wird vorangetrieben und auch das frisch eingemeindete Lehengericht darf nicht in Vergessenheit geraten – man denke nur an die Gestaltung rund um die Gemeindehalle Vor Eulersbach. Das Alltagsgeschäft läuft weiter, auch wenn Schiltach ein altes, neues Gesicht bekommt.

Rückblick und Fazit

Erinnert sei an die soziale Komponente. Die Mieterschutzregeln sind weitgehend längst ausgelaufen – Beschränkungen weggefallen. Was das in Bezug auf die Preisentwicklung bedeuten kann, wissen wir aus zahlreichen Städten. In Schiltach ist meines Wissens nach das Preisniveau nicht durch die Decke gegangen, was aber wohl auch an der begrenzten Nachfrage liegt. Das vorhergesehene Bevölkerungswachstum ist ausgeblieben, daneben entstanden Wohngebiete auf der grünen Wiese. Im Sommer fand ich auf einem großen Immobilienportal eine Wohnung zum Kauf: In einem historischen Gebäude, Schenkenzeller Straße, Sanierungsgebiet. Mehr gab es aber auch nicht. Attraktivität ist also gegeben. Die Bilder zeigten übrigens eine insgesamt moderne Wohnung, nur die Heizung dürfte einem Käufer Stirnrunzeln einhandeln. Soweit ich weiß, ist das ein verbreitetes Verhältnis. Nachhaltigkeit ist aber eindeutig gegeben – nicht nur die Schauseite für die Touristen, sondern auch dahinter.

Nachhaltigkeit auch innerhalb der Bewohner. Modernisierung bedeutete eben nur selten Eigentümerwechsel. Das war kein Vor-die-Tür-Sanieren. Das ist nicht nur sozial, das ist vor allem nachhaltig. Für die Schiltacher blieb so und wohl auch nur so Schiltach "ihre" Stadt. Umverteilung zugunsten Auswärtiger blieb aus. Hier leben Menschen, statt dass Ferienwohnungen und Zweitwohnsitze dominieren, wie wir es heute beispielsweise in manchem Ostseebad erleben müssen. Ein Stadtbild ist dort erstrahlt, doch dort gehört es gewissermaßen nicht mehr den Einheimischen, sondern gehört Fremden oder als zumindest als fremd empfundenen. Strahlende Fassaden, aber dennoch Entwurzelung.

In Schiltach konnte das zum Glück vermieden werden. Das ist dann im besten Sinne das, was man "Baukultur" nennt – eine Kultur der Bindung, der Verbindung von Stadt mit ihren Menschen.

Schiltach hat sich in der Zeit zu der Fachwerkstadt im oberen Kinzigtal entwickelt. Ein Touristenmagnet, in dem sich die Einheimischen wohl fühlen. Was aber am wichtigsten ist: Die Stadt ist echt. Das sind nicht Fassaden, das sind echte historische Häuser und hinter den Gardinen ist Leben. Noch einmal eine Silvesteransprache Rottenburgers, einfach weil ich es selbst nicht so schön hinbekommen würde. Diesmal 1985: "Liebe Mitbürger, wir können mit allen unseren Vorgaben und Projekten in unserer Gemeinde nur den äußeren Rahmen, das Gebäude schaffen und es ist unbestritten, daß es auch darauf ankommt. Entscheidend aber

wird sein, ob und wie wir dieses Gebäude mit Leben erfüllen, wie wir darin leben und miteinander umgehen."

Erinnern Sie sich an die Worte des Sozialwissenschaftlers vom Anfang? Hier ist Basis für Gemeinschaft gefördert worden, im besten Sinne demokratiefördernd. Und das Ganze hat den Handwerksbetrieben der Region Arbeit gegeben. Hier gilt auch die alte Faustformel: ein Euro Fördergeld löst mindestens sieben Euro Investitionen aus. Ein Erfolg, hier wie anderswo. Immerhin umfasst das Landessanierungsprogramm Baden-Württembergs seit 1971 die Gesamtsumme von 7,8 Milliarden Euro.

Ohne Ortsumgehung waren die immer wieder versprochenen Verbesserungen des Lebensumfelds, aber auch der Gewinn für den Tourismus eine Illusion. Das hat lang gedauert – über 20 Jahre – aber das Ergebnis kann sich sehen lassen. Die Altstadt kann aufatmen. Und die frühzeitige Sanierung des Hauses Hauptstraße 15 mit Laden und bereits Arkaden 1973 ist geradezu ein Denkmal für die Entschlossenheit, sich dem Trend der autogerechten Stadt entgegenzustellen.

Auffällig ist aber auch, dass die Behutsame Stadtsanierung hin zum attraktiven Städtle bei allem Engagement der Betroffenen eine in hohem Maß staatliche Veranstaltung war. Erst mit der großzügigen Förderung ging es grundlegend voran.

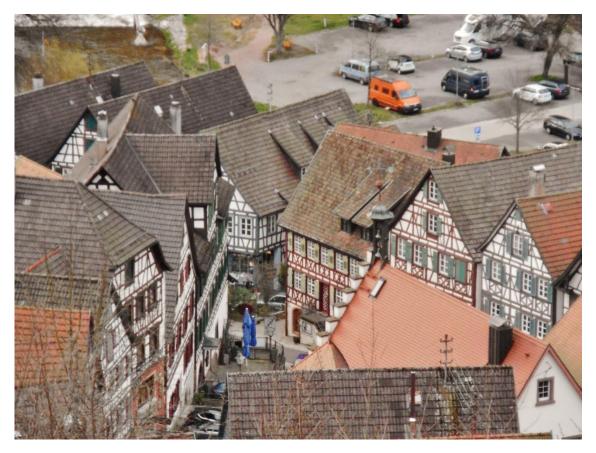
Nachhaltigkeit, Plan, Potential und das Ganze in sozialer Verantwortung – das sind aus meiner Sicht die Schlagworte, die Stadtsanierung, die die Schönheit einer historischen Stadt beschreiben. Die Altstadt ist der Mittelpunkt der Gemeinde geblieben – auch wenn die Mehrzahl der Einzelhändler inzwischen die parkplatzbevorzugte Randbebauung nutzt. Gewerbe ist tatsächlich keine reine Erfolgsgeschichte – Leerstände kann man nicht verschweigen.

Schiltach hat "statt alter baufälliger und übel angeordneter Gassen und Häuser wohlgeordnete Gassen und Häuser". Das könnte das Fazit der behutsamen Stadtsanierung unserer Zeit sein. In Wirklichkeit stammen die Worte aber von Heinrich Schickhardt nach dem Wiederaufbau im 16. Jahrhundert. Stadtbild und Stadtsanierung ein Dauerthema, die Belebung durch Einzelhandel und Gewerbe sowieso.

Auf jeden Fall hatte sich Schiltach immer wieder seinem Stadtbild zu stellen – und wird das auch weiter müssen. Man denke nur an die Ideen der Studentinnen und Studenten. Schicht

legt sich auf Schicht, denken wir nur an die anstehende Rathauserweiterung. Ein Stadtbild ist immer nur ein Zwischenstand. Ebenso konnte mein Vortrag nur versuchen, einen Zwischenstand in Worte zu fassen.

Machen Sie sich selbst einen Eindruck! Und kommen Sie wieder, Sie werden Veränderungen finden. Mit Sicherheit! Nochmals herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag und Ihnen, liebe Gäste, noch einen angenehmen Tag in Schiltach. Vielen Dank!



Verwinkelte Fachwerkidylle: Blick vom Schlossberg. Foto: R. Mahn